

Balladen und lyrischen Dichtungen, deren Stoff er mit Goethe durchgesprochen hatte. Schiller wurde jetzt lehrreicher und guomischer, wie er denn auch fortan nach Goethe'schem Muster die Elegie und das Epigramm in Distichenform mit Vorliebe zu cultiviren begann; er näherte sich mehr und mehr dem Boden der wirklichen Welt, den er jedoch meist, z. B. in der „Jungfrau von Orleans“, sofort wieder unter den Füßen verlor, wenn er den Rath Goethe's einzuholen versuchte. Man vergesse nicht, daß Schiller zur Zeit, als er Goethe persönlich näher trat, noch in der Periode aufsteigender Entwicklung begriffen, Goethe aber in seinem Grundwesen und seinen Kunstprincipien abgeschlossen war.

Aber wol fühlte sich Goethe durch Schiller's belebenden Einfluß und sein Zusammenarbeiten mit ihm überhaupt wieder zum dichterischen Schaffen angeregt, indem ihn Schiller zum Produciren förmlich drängte und Alles that, um ihm zu erneuetem Schaffen Muth zu machen. Daher auch Goethe's, gegen Schiller selbst abgelegtes Geständniß (in dem Briefe vom 6. Jan. 1798), daß Schiller ihm eine zweite Jugend geschaffen und ihn wieder zum Dichter gemacht habe. Zur Förderung des „Wilhelm Meister“ trug Schiller wesentlich bei durch Ermunterung wie durch nützlichen Rath. Schiller sah die einzelnen Bücher des Romans, die ihm Goethe in der Handschrift zuschickte, sorgfältig durch, verhandelte mit diesem ausführlich darüber und manchen seiner Aenderungsverschlüsse suchte dann Goethe Genüge zu thun. Gerade diesem Werke Goethe's, das endlich im Sommer 1796 zum Abschlusse gebracht wurde, sollte denn auch Schiller seine unbedingte und ungetheilte Bewunderung. Was die ursprüngliche Idee des „Wilhelm Meister“ betrifft, so hat sich Goethe selbst darüber in seinen „Tag- und Jahreshften“ mit folgenden Worten ausgesprochen: „Die Anfänge „„Wilhelm Meister's““ hatten lange geruht. Sie entsprangen aus einem dunkeln Vorgefühle der großen Wahrheit: daß der Mensch oft etwas versuchen möchte, wozu ihm Anlage von der Natur versagt ist, unternehmen und ausüben möchte, wozu ihm Fertigkeit nicht werden kann; ein inneres Gefühl warnt ihn abzustehen, er kann aber mit sich nicht ins Reine kommen, und er wird auf falschem Wege zu falschem Zwecke getrieben, ohne daß er weiß, wie es zugeht. Hierzu kann Alles gerechnet werden, was man falsche Tendenz, Dilettantismus u. s. w. genannt hat. Geht ihm hierüber von Zeit zu Zeit ein Licht, ein helles Licht auf, so entsteht ein Gefühl, das an Verzweiflung grenzt, und doch läßt er sich wieder gelegentlich von der Welle, nur halb widerstrebend, fortreißen. Gar Viele vergeuden hierdurch den schönsten Theil ihres Lebens und verfallen zuletzt in wunderbaren Trübsinn. Und doch ist es möglich, daß alle die falschen Schritte zu einem unschätzbaren Guten hinführen: eine Ahnung, die sich in „Wilhelm Meister“ immer mehr entfaltet, ankündigt und be-

aufs Neue erfahren.“ Die Idee, Teil als einen selbständig und unabhängig handelnden, in die Mithlverschöpfung nicht mit verflochtenen Mann darzustellen, verdankt der Dichter besonders seinem Freunde Goethe, wie dieser selbst anführt.

stätigt, ja sich zuletzt mit klaren Worten ausspricht: „Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Gesellen zu suchen, und ein Königreich fand.“ Schiller schrieb über „Wilhelm Meister“ an Goethe unter Anderem: „Ich verstehe Sie nun ganz, wenn Sie sagten, daß es eigentlich das Schöne, das Wahre sei, was Sie oft bis zu Thränen rühren könne. Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich wie die Natur, so wirkt es und so steht es da, und Alles, auch das kleinste Nebenwerk zeigt die schöne Klarheit, Gleichheit des Gemüths, aus welchem Alles gestoffen ist.“

Für Schiller's „Horen“ und „Musen Almanach“ lieferte Goethe nach und nach seine römischen Elegien, die Episteln, eine Auswahl von Epigrammen, mit den venetianischen zu einem Cyclus verbunden, durch Bopß, der auf seiner Reise 1794 auch Weimar berührte und hier aus seinem Homer vorlas, zu ähnlichen Uebungen angeregt, eine anonym mitgetheilte Bearbeitung des Hymnus auf Apollo (das Register am Schlusse des Jahrgangs nennt Goethe ausdrücklich als Uebersetzer), die „Erzählungen deutscher Ausgewanderten“ und das „Mährchen“, welches den Schluß derselben bildet, ferner bruchstückweise (seit 1796) eine Uebersetzung der Autobiographie des Benvenuto Cellini, die er dann 1803, mit Erläuterungen versehen, als besonderes Werk erscheinen ließ. Ueber die gemeinsame Thätigkeit beider Dichter an den „Horen“ ist in den „Tag- und Jahreshften“ bemerkt: „Außerdem überlegten und beriethen wir gemeinsam den ganzen Inhalt dieser neuen Zeitschrift, die Verhältnisse der Mitarbeiter und was bei dergleichen Unternehmungen sonst vorkommen mag. Hierbei lernte ich Mitlebende kennen, ich ward mit Autoren und Productionen bekannt, die mir sonst niemals einige Aufmerksamkeit abgewonnen hätten. Schiller war überhaupt weniger ausschließend als ich, und mußte nachsichtig sein als Herausgeber.“

In den Horen erschien auch (1795) jener interessante Aufsatz, der den Titel „Literarischer Sansculottismus“ trägt und gegen einen im Märzhefte des „Berlinerischen Archivs der Zeit und des Geschmacks“ veröffentlichten tadelnswürdigen Aufsatz: „Ueber Prosa und Bedachtsamkeit der Deutschen“ (von Jenisch) gerichtet war. Dieses literarische Manifest Goethe's enthält über die Stellung und Lage der deutschen Schriftsteller so richtige, noch heute zutreffende Wahrheiten, daß es zweckmäßig erscheint, einen Augenblick bei ihm zu verweilen.

Zuvörderst spricht sich Goethe über die Schwierigkeiten aus, welche der damals werdenden classischen Nationalliteratur hemmend in den Weg traten. Wann und wo, fragt er, entsteht ein classischer Nationalautor? Und die Antwort Goethe's lautet: „Wenn er in der Geschichte seiner Nation große Begebenheiten und ihre Folgen in einer glücklichen und bedeutenden Einheit findet, wenn er in den Gesinnungen seiner Landsleute Größe, in ihren Empfindungen Tiefe und in ihren Handlungen Stärke und Consequenz nicht vermischt; wenn er selbst vom Nationalgeiste durchdrungen, durch ein inwohnendes Genie sich fähig fühlt, mit dem Vergangenen wie mit dem Gegenwärtigen zu sympathisiren; wenn er

seine Nation auf einem Grade der Cultur findet, sodas ihm seine eigene Bildung leicht wird“ u. s. f. Unter solchen Bedingungen, meint er, werde ein Autor in den besten Jahren seines Lebens ein großes Werk zu übersehen, zu ordnen und in Einem Sinne auszuführen fähig sein.

Darum preist Goethe auch noch viel später, im Jahre 1813, Shakespeare glücklich, daß er einem Volke, einer Zeit angehört habe, welche der Entwicklung eines classischen Autors so überaus günstig gewesen seien. Ueberall, sagt er, kündige sich in Shakespeare das meerumflossene, von Nebel und Wolken umzogene, nach allen Weltgegenden thätige England an; der Dichter habe den Vortheil gehabt, zur rechten Erntezeit zu kommen, in einem lebensreichen protestantischen Lande zu wirken, wo der bigotte Wahn eine Zeit lang geschwiegen, sodas er als ein wahrer Naturfrommer sein Inneres ohne einen Bezug auf irgend eine bestimmte Religion religiös entwickeln durfte; er habe zu einer wichtigen und würdigen Zeit gelebt und ihre Bildung wie Verbildung mit großer Heiterkeit dargestellt.

In dem citirten Aussage nun gibt Goethe zu verstehen, daß die Verhältnisse Deutschlands dem Werden eines classischen Nationalautors, besonders eines profaischen, in hohem Grade ungünstig seien. Um so mehr sei es Pflicht, das, was trotzdem den deutschen Autoren gelungen, mit Ehrfurcht zu bewundern, was ihnen aber mißlungen, anständig zu bedauern. „Eine bedeutende Schrift,“ fährt er fort, „ist, wie eine bedeutende Rede, nur Folge des Lebens. Der Schriftsteller so wenig als der handelnde Mensch bildet die Umstände, unter denen er geboren wird und unter denen er wirkt. Jeder, auch das größte Genie leidet von seinem Jahrhundert in einigen Stücken, wie er von andern Vortheil zieht, und einen vortrefflichen Nationaldichter darf man nur von der Nation fordern.“ Er beklagt in wenigen bedeutsamen Worten die politische Zerstückelung Deutschlands, nimmt aber die Dinge, wie sie sind, und von Natur allen gewaltsamen Wandlungen und Erschütterungen abhold, ruft er warnend aus: „Wir wollen die Umwälzungen nicht wünschen, die in Deutschland classische Werke vorbereiten könnten.“

Hierauf kommt Goethe auf die individuellen Verhältnisse zu sprechen, unter denen die deutschen Schriftsteller sich zu bilden pflegen; er beklagt den Mangel an einem Mittelpunkt gesellschaftlichen Lebens, wo sich die deutschen Schriftsteller zusammenfinden und nach Einer Art, in Einem Sinne, jeder in seinem Fache sich ausbilden könnten. Sie würden zerstreut geboren, höchst verschieden erzogen, meist nur sich selbst und den Eindrücken ganz verschiedener Verhältnisse überlassen; man sähe sich zu allerlei Versuchen, ja Puschereien genöthigt, lerne erst durch Nachdenken, was man machen solle, und durch die Praktik, was man machen könne, werde aber immer wieder durch ein Publicum irre gemacht, welches keinen Geschmack habe und Gutes und Schlechtes mit gleichem Wohlgefallen verschlinge; und sähe man sich auch durch den Beifall der Gebildeten ermuntert und gestärkt, so

lebten diese doch durch alle Theile des großen Reichs zerstreut. So finde sich der teutsche Schriftsteller endlich in dem männlichen Alter, da müsse er für seinen Unterhalt und seine Familie sorgen, sich nach Außen umsehen und oft mit dem traurigsten Gefühle durch Arbeiten, die er selbst nicht achte, sich die Mittel verschaffen, dasjenige hervorbringen zu dürfen, womit sein Geist allein sich zu beschäftigen strebe. Jeder teutsche geschätzte Schriftsteller, fährt Goethe fort, werde sich in diesem Bilde erkennen, Jeder werde mit bescheidener Trauer gestehen, daß er oft genug nach Gelegenheit geseufzt habe, die Eigenheiten seines originellen Geistes einer allgemeinen Nationalcultur, die er leider nicht vorfand, zu unterwerfen. — An derselben Stelle beklagt Goethe, daß die höheren Classen in Teutschland vorzugsweise durch fremde Sitten und ausländische Literatur gebildet seien, wodurch die Teutschen sich als Teutsche frühzeitig genug zu entwickeln gehindert würden.

Ein merkwürdiges Product der gemeinsamen Thätigkeit beider Dichter waren die „Kenien,“ die im Mufenalmanach von 1796 erschienen. Wie es jedem Redacteur einer literarischen Zeitschrift ergeht, daß er es keinem recht machen kann, daß er durch das, was er aufnimmt, wie durch das, was er nicht aufnimmt, daß er durch Lob wie durch Tadel bald da, bald dort anstößt und Antipathien und Animositäten erweckt, so war es auch Schiller als Redacteur der „Horen“ ergangen. Man hatte die trefflichsten Mitarbeiter angeworben vermittels eines Honorars von einer Höhe (6 Louisd'or für den wenig consumirenden Druckbogen der Horen), wie es dazumal vielleicht unerhört war und jetzt auch wieder sehr selten geworden ist; Schiller und Goethe selbst lieferten ihr Bestes hinein, und doch hatten die „Horen“ nicht den Absatz gefunden, den man erwartet hatte, und die Sansculotten der Literatur, deren Frechheit ja bekannt ist und die eben deshalb von der edlen Gesellschaft der „Horen“ ausgeschlossen waren, scheuten sich nicht, den Inhalt der Zeitschrift in gehässiger und oft gemeiner Weise anzugreifen; aber auch gediegene Schriftsteller hatten nicht immer die „Horen“ geschont, noch weniger gefördert, weil sie sich vernachlässigt glauben mochten. Ohnehin waren beide Dichter wegen der im Ganzen fühlen Aufnahme ihrer letzten dichterischen Producte, Schiller durch die seines „Don Carlos,“ Goethe durch die seines „Torquato Tasso,“ seiner „Iphigenia“ u. s. w. verstimmt und gereizt. Namentlich hatten die so nicht erwarteten Angriffe gegen die „Horen“ Schiller in einen fast leidenschaftlich erregten Zustand versetzt. Um ihn und sich aus diesem Zustande, der bei Schiller zwischen Niedergeschlagenheit und Gereiztheit abwechselte, zu befreien und der Welt zu zeigen, daß man Muth habe und nicht Alles sich geduldig gefallen zu lassen Willens sei, vielleicht auch in der leider richtigen Erkenntniß, daß einiger Scandal in Teutschland zuweilen einem Autor nützlich sei, um das ermattende Interesse des Publicums wieder aufzustacheln; aus diesen Gründen, scheint es, gab Goethe schon am 28. Oct. seinem Freunde den Rath, wohl wissend, daß er bei dem ebenso reizbaren als energi-

schen Schiller nicht verloren sein würde, alles gegen die Hören Gesagte zusammenzusuchen und am Schlusse des Jahres ein literarisches Gericht zu halten. Durch die zufällige oder nicht zufällige Lecture der Kenien des Martial gerieth Goethe auf den Einfall, ob es nicht zweckmäßig sei, Epigramme in gleicher Schlagfürze auf alle teutschen Zeitschriften zu verfertigen und im nächsten Jahrgange des *Musenalmannachs* abdrucken zu lassen. Drei Tage später, am 26. Dec., übersandte er Schiller 14 satyrische Distichen als Probe und Schiller findet sofort den Gedanken „prächtig,“ meint aber, daß man, um das Hundert voll zu machen, auch über einzelne Werke „herfallen“ müsse.

Schiller machte sich nun seinerseits an die Lecture und das Studium des Martial, und mit der ihm eigenen genialen Schnellkraft und Auffassungsgabe seines penetrirenden Verstandes hatte er sich bald der ihm bisher noch ziemlich ungewohnten Distichenform und des pointirten Epigrammenstils in seltenem Grade bemästert, sodaß seine Kenien an schneidender Schärfe die seines Mitarbeiters an diesem diabolischen Werke meist übertrafen. Indessen ist der Antheil eines jeden an den einzelnen Monodistichen oft schwer zu bestimmen und zu sondern, da oft der Eine die Idee, der Andere die Form hergab, weshalb sie auch förmlich beschloffen, jeder sein Eigenthumsrecht an den einzelnen Epigrammen aufzugeben und jeder in einer künftigen Sammlung seiner Gedichte die Kenien ganz abdrucken zu lassen, was allerdings nicht geschehen ist; vielmehr nahm jeder später in seine Sammlungen nur diejenigen auf, die er allein verfertigt oder an deren Inhalte oder Form er den meisten Antheil hatte, obschon sich allerdings einzelne finden, die von beiden in Anspruch genommen worden sind. Eine Anzahl der heftigsten Epigramme sind jedoch von den Werken beider Dichter ausgeschlossen worden⁹⁶⁾.

Die polemischen Kenien wurden von den übrigen Kenien rein ästhetischen und philosophischen Inhalts, die oft höchst sinnreiche Aussprüche in prägnanter Form enthalten, ausgesondert und betragen an Zahl über 400. Lavatar, Jung-Stilling, diese beiden früheren Freunde Goethe's, Matthias Claudius, Fritz Stolberg wurden wegen ihrer frömmelnden, mythischen Richtung ebenso wenig geschont als der nüchterne Friedrich Nicolai, der Aufklärer und Advocat des gesunden Menschenverstandes. Der Kapellmeister Reichardt wurde wegen seiner Journale „Deutschland“ und „Frankreich“ und der darin sich kundgebenden Liebäugelei mit demokratischen Tendenzen abgestraft. Heinse, Thümmel, Manso, namentlich letzterer, sahen sich sehr übel behandelt; auch Forster erhielt sein Theil, fer-

96) Die bisher vollständigsten Nachweise über alles die Kenien Betreffende findet man in dem Werke von C. Voas: „Schiller und Goethe im Kenienkampfe“ (2 Bde. Stuttgart 1851.) und in dessen von Wendelin von Malzahn herausgegebenem Nachlaßwerke „Schiller's und Goethe's Kenien-Manuscript.“ In Bezug auf letzteres bemerkt Karl Goebcke in seiner Schrift: „Goethe und Schiller“ (Hanover 1859.): „In der Sonderung des beiderseitigen Antheils ist die Kritik zu geschäftig gewesen, und selbst das Kenienmanuscript, das sich gefunden hat und herausgegeben wurde, kann Nichts entscheiden, da es weder vollständig, noch das einzige ist.“

ner Jacobs, sogar auf den alten Gleim wurde gesticht und das bürgerliche philisterhafte Drama lächerlich gemacht. Herder drückte über diese „literarische Hag“ (wie Schiller die „Kenien“ nannte) sofort seinen Bedruß aus, denn er merkte, daß man ihn nur aus besondern Rücksichten geschont hatte und fühlte sich in mehreren seiner nächsten Freunde mitbetroffen. Auch Voss und Wieland, der in sehr unschuldiger Weise in den Kenien ge neckt wurde, nahmen an diesem unvermutheten literarischen Ueberfalle Anstoß. Viele der Getrübten und Verletzten traten mit Streitschriften und Antirenien gegen die Kenienverfasser auf; so Manso in seinen „Gegengeschenken an die Sudelföche in Jena und Weimar,“ Matthias Claudius in „Urian's Nachricht,“ Gleim in „Kraft und Schnelle des alten Beleus“ (worin man freilich sowol „Kraft“ als „Schnelle“ vermißt), Nicolai in seiner 217 Seiten starken Schrift: „Anhang zu Schiller's *Musenalmannach*.“ Es erschienen ferner gegen die Kenien die unsaubere „Ochsiade“ von A. F. Cranz, „Tragalien zur Verdauung der Kenien,“ „*Musenalmannach* für das Jahr 1797,“ „Verlocken an den Schiller'schen *Musenalmannach*,“ „Parodien auf die Kenien. Ein Körbchen voll Stachelrosen“ u. s. w., endlich Aufsätze im „Neuen teutschen Merkur“ (von Wieland), im „Genius der Zeit,“ im „Unparteiischen (hamburger) Correspondenten,“ in der „Erlanger gelehrten Zeitung,“ im „Berlinerischen Archiv,“ in der Zeitschrift „Deutschland“ (von Reichardt) und mehreren andern Zeitschriften. Franz Horn bemerkt: „Ich erinnere mich jener Zeit noch sehr genau und darf der völligen Wahrheit gemäß erzählen, daß vom November 1796 bis etwa Oitern 1797 das Interesse für die Kenien auf eine Weise herrschte, die alles andere Literarische überwältigte und verschlang.“ Goethe selbst sagt in seinen „Tag- und Jahreshäften“ über den Erfolg dieser in ihrer Art einzigen Erscheinung, die freilich seitdem nicht vereinzelt geblieben ist: „Die Kenien, die aus unschuldigen, ja gleichgültigen Anfängen sich nach und nach zum Herbst und Schrofften hinaufsteigerten, unterhielten uns viele Monate und machten, als der *Musenalmannach* erschien, noch in diesem Jahre die größte Bewegung und Erschütterung in der teutschen Literatur. Sie wurden, als höchster Mißbrauch der Pressfreiheit (!), von dem Publicum verdammt. Die Wirkung aber bleibt unberechenbar.“ Wenn es also den Verfassern, von jedem andern höhern literarischen Zwecke abgesehen, wirklich darauf angekommen sein sollte, zugleich Aufsehen zu erregen, so hatten sie diesen Zweck so vollständig als möglich erreicht, vollständiger als ihnen selbst lieb gewesen zu sein scheint. Ihr literarischer Muthwille führte zum Scandal und sie sahen vielleicht mit größerer Betrübnis, als sie sich und der Welt eingestehen mochten, ein wie großes Publicum der Scandal in Teutschland hat und wie viel zum Theil unflätige Grobheit die teutsche Natur zu entladen weiß, wenn es sich darum handelt, auf den groben Klog von Kenien den gröbereren Keil von Antirenien zu setzen. Die beiden alliirten Dichter mußten hierbei die Erfahrung machen, und diese Erfahrung war ihnen heilsam, daß der Teutsche durch seine